

Meine Erinnerungen an Andreas Reischek.

Von

Edmund Guggenberger.

Jeder Mensch ist glücklich zu nennen, dem besondere Persönlichkeiten führend und formend in sein Leben getreten sind. In meiner Jugendzeit war es außerhalb des Wirkungskreises meines Vaters der Neuseelandforscher **A n d r e a s R e i s c h e k**, der nachhaltig auf meine geistige Entwicklung Einfluß genommen hat.

Schon als Knabe beschäftigte ich mich mit Vorliebe mit naturgeschichtlichen Dingen. Bei meinen Freunden war ich als Seidenraupenzüchter sehr angesehen. Wenn bei den anderen die winzigen schwarzen Räumchen aus den Eiern gekrochen und bald darauf verhungert waren, weil es noch keine Maulbeerblätter gab, waren meine schon fingernagellang und wohlauf. Mein Geheimnis bestand darin, daß ich die kaum sichtbaren Lebewesen sozusagen mit der Flasche aufzog: Ich zerpupfte die harten Blattknospen, die Raupen saugten gierig den Saft ab. Das war natürlich eine zeitraubende Angelegenheit und ließ sich mit den Pflichten der Schule nicht ganz vereinbaren. Ein Lehrer schrieb damals in mein Zeugnis: „Ist oftmals sehr zerstreut, sonst ein gutwilliger Knabe.“

Nach den Seidenraupen kamen Ringelnattern, Feuersalamander und weiße Mäuse. Für mich Untergymnasiasten war es der höchste Genuß, die Nase an den Scheiben der Museumfenster platt zu drücken, denn ich sah von da aus zwischen Spiritusgläsern und Knochen das größte Wunder: Die Auferstehung einer Vogelleiche zu neuem Leben! Zwar verjagte mich besonders an trüben Tagen der Mann öfter vom Fenster, aber ich war wie eine Stechfliege, immer wieder da!

Leider fehlte meinen Eltern jegliches Verständnis für meine zoologische Betätigung; ich wollte einen frischen Pferdeschädel in der Küche auskochen, die Mutter verweigerte mir das hiezu geeignete Gefäß. Im Schlafzimmer aber, das ich zur Not als Laboratorium hätte brauchen können, durchkreuzte wieder der Vater starrköpfig meine Absichten.

Da begegnete mir das Glück in Gestalt einer toten Maus, die mir ein guter Freund in die Schule brachte. Mit dieser kleinen Leiche trat ich vor jenen Mann hin, mit der Bitte, mir das Ausstopfen zu lernen. Der Mann mit dem großen Vollbart und den grundgütigen Augen lächelte, sagte aber schließlich ja! So habe ich den Neuseelandforscher **Andreas Reischek**, der damals (1898) Kustos am neuerbauten Museum in Linz war, kennengelernt. Und ich bin sein Schüler geworden, sein erster und — letzter! Jeden Mittwoch und Samstag verbrachte ich dann den Nachmit-

tag im Arbeitszimmer Reischeks im Museum. Diesen Raum Laboratorium zu nennen, wäre eine hochstaplerische Bezeichnung. Er war düster, schlecht gelüftet, der Steinboden kalt. Man kann sich die Luft vorstellen, wenn z. B. an Skeletten gearbeitet wurde, wo das Fleisch weichfaulen mußte, dazu Weingeist- und Formalindünste. — Ich kann heute als Arzt behaupten, daß dieser den einfachsten Forderungen der Hygiene hohnsprechende Raum mitgeholfen hat, das Leben dieses durch die Forschungsjahre doch hergenommenen Mannes abzukürzen. Für mich freilich war es damals ein geheiligter Raum, und ich trug den blauen Arbeitskittel wie einen Talar.

Nur langsam drang ich in die Geheimnisse des Präparierens ein. Die Sache ist nicht so einfach, wie sie den Laien vielleicht erscheinen mag. Ich sehe noch das erste tote schwarze Kätzchen vor mir auf dem Arbeitstisch liegen, es war kaum spannlang. Und meine Wiederbelebungsversuche begannen: Ausbalgen, Vergiften des Balges mit einer Arsenikpaste zum Schutz gegen Schädlinge; Durchziehen der Drähte durch Schädel und Beinchen, damit das Ganze festen Halt bekommt. Dann wird der Balg zurückgestülpt, das eigentliche Stopfen beginnt, mit Werg und roher Watte wird mit einem Stopfisen der hohle Leib ausgefüllt. Nach einer Stunde Arbeit, die kein Ende nehmen wollte, wurde das Katzenluder immer länger, denn die zarte Haut dehnte sich wie ein Gummistrumpf. Reischek schaute dabei verstohlen auf mich. Als das Katzenvieh fast einen halben Meter lang war, da konnte er sich nimmer halten, er lachte, daß ihm die Tränen über den Bart liefen; ich war dabei in Schweiß gebadet. Er nannte mich einen großen Zauberer, der aus Katzen Schlangen machen könne. . . .

Das nächste Tier, ein Urgroßvater von einem Feldhasen, mit zäher Haut, wurde schon bedeutend kürzer, aber er sah noch recht mager aus, als hätte er im Leben nur vierblättrigen Klee gefressen; aber man konnte ihn schon ohne Lachreiz betrachten. Ein guter Präparator muß Künstler sein, Bildhauer und Maler zugleich, soll sein Werk warmes Leben vortäuschen. Ich hatte einmal einen Falken in Arbeit; als ich fast fertig war, brummte Reischek etwas in den Bart, das wie „ang'malter Türk“ klang. Ich war nur im Zweifel, ob er mich oder meinen Falken meinte. Dann bog er die Drähte, hob leicht die Schwingen, drehte den Kopf des Vogels — und der Falke lebte, er spähte aus, als wollte er auf seine Beute stoßen. Reischek arbeitete eben biologisch, dazu muß man vor allem Naturbeobachter sein, und er hatte die nötigen Falkenaugen.

Als ich ihm schon mehr Helfer als Schüler war, kamen dann die schönsten Stunden. Wo um 2 Uhr begonnen wurde und um 4 Uhr noch



Andreas Reischek

nichts getan war: da waren wir bei den Maori in Neuseeland. Er erzählte von seinen Jagdzügen und Forscherfahrten während der zwölf Jahre, die er fern der Heimat verbracht hatte. Er konnte so schlicht und anschaulich schildern, daß ich mich selber ganz in Neuseeland einlebte. Seinen treuen Wunderhund C ä s a r liebte ich wie einen Freund. Hie und da nahm mich Reischek in sein Haus am Römerberg mit und zeigte mir Glanzstücke aus seinen reichen Sammlungen. Kein Wunder, daß ich am nächsten Tag den Rat meines Klassenvorstandes, ich sollte lieber mehr Latein als Tiere präparieren, mit Fassung aufnahm und das „Nichtgenügend“ ebenso standhaft ertrug, wie Reischek seine Reises Strapazen. Der vielseitige Mann wurde mir mit der Zeit ein guter Vater, nie hörte ich ein böses oder ungerechtes Wort von ihm. Er war bescheiden in fast kranker Art. Ich denke da an eine Stelle im Buche seines Sohnes „Weißer Häuptling der Maori“, wo es heißt: „Er liebte offizielle Anlässe nicht, und schon gar nicht, wenn er selbst Gegenstand des allgemeinen Interesses war.“ Ich war selbst Zeuge, wie er bei einem hohen Besuch im Linzer Museum in der letzten Reihe stand; ich, der Student, mußte ihn sanft nach vorne drücken. Seine Armut von Jugend an und die Unmöglichkeit, eine regelrechte wissenschaftliche Ausbildung mitzumachen, war wohl die Ursache eines gewissen Minderwertigkeitskomplexes. Was mag der Mann im stillen gelitten haben! —

Ein Zeichen besonderen Vertrauens war es, daß er mir die Schlüssel zur sogenannten Giftkiste anvertraute. Das war eine große Holztruhe in einer finsternen Kammer im Zwischenkeller, die mit feuchtem Arsenik vergifteten Sand gefüllt war. Darin wurden alte Bälge wieder biegsam und dehnbar gemacht. Hunderte von aus der Sammlung des Museums ausgeschiedenen Stopfpräparaten wurden aufgefrischt und an die Schulen von Oberösterreich verteilt. Meine Aufgabe war es, die Vogelläufe naturgetreu zu bemalen und frische Glasaugen einzusetzen.

Aber nicht nur zoologische Arbeiten gab es, R e i s c h e k w a r e i n w a h r e s w i s s e n s c h a f t l i c h e s M ä d c h e n f ü r a l l e s. Ich erinnere mich an viele große und kleine Schachteln (meine Vorliebe für Schachteln geht auf diese Zeit zurück!) mit Hunderten von Gefäßscherben, die von Ausgrabungen stammten, mit Angabe von Fundort und -Zeit, die alle auf die höchste Geduld verlangende Arbeit des Zusammenfügens warteten. Da lag öfter ein Zettel von Reischeks Hand auf meinem Tisch mit Arbeitsaufträgen und Fleißaufgaben; er selber war bei Ausgrabungen am Römerberg.

Und dann mußte ich immer öfter im Museum allein arbeiten. Reischek begann zu kränkeln. Ich mußte immer Bericht erstatten über alle Vorkommnisse im Museum. In zwei, drei Wochen wollte er es

selber wieder angehen, wenn 's auch der Arzt nicht erlauben sollte. Dabei piff in der Küche draußen die Lora, ein köstlicher Papagei, den „lieben Augustin“, den sie von mir gelernt hatte und nur in meiner Gegenwart übte. Da konnte Reischek immer herzlich lachen, während seine Augen im Fieber glänzten. Immer war sein Kopf voll von Arbeitsplänen. Das müßte gemacht werden, und jenes eigentlich noch notwendiger . . . und dabei hatte Reischek keine Ahnung, daß seine Hauptarbeit, die noch auf ihn wartete, das — Sterben war. Am 3. April 1902 war auch das vollbracht. Ich sah den kaum 58jährigen Mann noch im Bette ruhen und dachte: Da schläft mein Vater. Ich weiß das alles, als wäre es erst gestern gewesen. Sein Weggang war ja der erste große Schmerz in meinem Leben. Ich höre noch die Lora pfeifen — „O du lieber Augustin“. Ich tappte in den nassen Wintertag hinaus; regnete es oder kamen die Tropfen anderswo her, das weiß ich heute nimmer. . .

Im Museum saß ich nun allein, denn es war damals kein „Großer“ da, der als Nachfolger Reischeks die Arbeit übernommen hätte. Zwar besuchten mich öfter Mitarbeiter des Museums, ich erinnere mich an Herren wie Prim. Dr. Schnopfhagen von Niedernhart, Prof. König, Munganast, Hutmacher Blum, Prof. Lychdorff, ein besonders witziger Herr, die sich aber alle rasch zurückzogen, wenn es in meinem Arbeitszimmer für empfindliche Nasen zu wenig verlockend war. So war ich eine Art Vizekustos, bis ich Mediziner wurde. Mein Leben hätte wohl einen ganz anderen Verlauf genommen, wenn Reischek länger hätte leben können. Für die Familie Reischeks war aber des Vaters Scheiden Beginn schwerer Jahre. Er hätte als reicher Mann sterben können, wenn er ein schlechterer Patriot und ein besserer Kaufmann gewesen wäre. England hatte sich für seine Sammlungen stark eingesetzt und hätte sie um schweres Geld gekauft. Aber er wollte das Ergebnis seiner Sammelfahre für Österreich bewahren.

Als Hausfreund der Witwe, einer herzenguten, kleinen Frau, die fast taub war, erlebte ich dann recht traurige Dinge: Die Not und die Ahnungslosigkeit der gebrochenen Frau ließen ein Stück ums andere aus der wertvollen Privatsammlung Reischeks verschwinden. Das Beste wurde verschleppt und verschleudert. Der Sohn Andi, der ja beim Tode des Vaters erst zehn Jahre alt war und mein Lateinschüler wurde, konnte natürlich die Sache nicht verhindern. Weinen hätte ich können, als ich auch die Maorschädel nimmer im Kasten erblickte, die Reischek so sehr geschätzt hatte. Frau Reischek ist sechs Jahre nach ihres Mannes Heimgang, also 1908, gestorben, eine wahre Dulderin. Denn das nenne ich dulden, wenn eine Frau ihren kaum angetrauten Gatten für zwei Jahre in die unbekannte Welt hinausläßt und ihn nach zwölf Jahren erst wie-

dersieht. Reischeks Sohn, unser Professor Andreas Reischek, hat seinem Vater mit der Herausgabe des Werkes „Sterbende Welt“ das schönste Denkmal errichtet und so das Wirken dieses Mannes vor dem Vergessenwerden bewahrt.